

Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften
Austrian Journal of Historical Studies

35 | 2024 | 3

Intersektionalität
Perspektiven aus Geschichtswissenschaften
und Geschichtsdidaktik

Intersectionality
Perspectives from history
and history didactics

Herausgegeben von
Heike Krösche
Levke Harders

StudienVerlag

Innsbruck
Wien

Gefördert durch die Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der Universität Wien, den Linzer Hochschulfonds, die Stadt Wien, Magistratsabteilung 7 – Kultur, Wissenschafts- und Forschungsförderung, das Vizerektorat für Forschung sowie das Dekanat der Historisch-Philosophischen Fakultät der Universität Innsbruck.



universität
wien



Stadt
Wien

Kultur



universität
innsbruck

Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften

Austrian Journal of Historical Studies

Zitierweise: OeZG

Erscheinungsweise (seit Jg. 2009): 3 Bände im Jahr (ca. 600 Druckseiten)

OeZG-Redaktion: Michaela Hafner, Elisa Heinrich, Nikola Langreiter, Alexandra Preitschopf;

englisches Lektorat dieses Bandes: Christine Brocks

Website: <https://journals.univie.ac.at/index.php/oezg>

Preise: Einzelheft € 38,00

Jahresabonnement (3 Bände im Jahr) privat: € 67,00

Jahresabonnement Institutionen: € 89,00

(Abonnementpreise inkl. MwSt., zuzügl. Versandkosten)

Alle Bezugspreise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung.

Abbestellungen müssen spätestens 3 Monate vor Ende des Kalenderjahres schriftlich erfolgen.

Aboservice:

Tel.: +43-512 395045, Fax: +43-512 395045 15

E-Mail: aboservice@studienverlag.at

© 2024 by StudienVerlag Ges.m.b.H., Erlersstraße 10, A–6020 Innsbruck

E-Mail: order@studienverlag.at | Internet: <http://www.studienverlag.at>

Buchgestaltung nach Entwürfen von himmel. Studio für Design und Kommunikation, Innsbruck/Scheffau – www.himmel.co.at

Satz: Marianne Oppel, Weitra | Umschlag: StudienVerlag/Karin Berner

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier. Der Verlag behält sich das Text- und Data-Mining nach § 42h UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlages untersagt ist.

ISBN 978-3-7065-6369-7 ISSN 1016-765 X

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz:

Medieninhaber: StudienVerlag

Herausgeberin: Österreichische Gesellschaft für Geschichtswissenschaften, Wien

Blattlinie: Veröffentlichungen wissenschaftlicher Arbeiten aus allen Bereichen der Geschichtswissenschaften

Bände der OeZG werden ab Jahrgang 31/2020 gleichzeitig mit Erscheinen der Printausgabe auch online zugänglich gemacht; ebenso sind alle früheren Ausgaben ab 1/1990 über die OeZG-Website abrufbar. Informationen zu diesem kostenfreien Zugang finden Sie unter <https://journals.univie.ac.at/index.php/oezg>.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>. CC BY 4.0 gilt für alle in der OeZG veröffentlichten Texte. Für die Rechte an den Abbildungen siehe die Angaben in der jeweiligen Bildunterschrift.

Editorial: 7
Potenziale und Herausforderungen von Intersektionalität in Geschichtsdidaktik und Geschichtswissenschaften

Franziska Rein	20	Lebensgeschichte intersektional. Empirische Betrachtungen zur subjektiven Sinnbildung
Julian Happes	41	Die Anwendbarkeit der intersektionalen Kategorie <i>race</i> am Beispiel spätmittelalterlicher Jerusalempilgerberichte. Eine geschichtswissenschaftliche und -didaktische Problematisierung
Irene Messinger	58	Intersektionale Sozialarbeitsgeschichte in der Hochschuldidaktik. Selbstzeugnisse von Fürsorgerinnen des Wiener Jugendamts in den 1930er-Jahren als Quelle
Anna Ransiek	81	Familien- und Lebensgeschichten Schwarzer Frauen in Deutschland. Ein Beitrag zur historischen Intersektionalitätsforschung
Kristin Skottki	102	Zur Konstruktion der ‚mörderischen Juden‘ im Reich um 1492. Intersektionale Perspektiven auf den spätmittelalterlichen Antisemitismus
Lisa Maria Hofer	124	Unerhörte Bildungsbiografien 1812–1869. Warum es eine teilpartizipative Methode und Erfahrungswissen in der intersektionalen <i>Dis/ability History</i> braucht
Shuyang Song	142	Intersektionale Perspektiven auf das politische Selbstverständnis der Westdeutschen Frauenfriedensbewegung (1951–1974)

- | | | |
|--------------------------------------|-----|---|
| Katharina Oke /
Vanessa Spanbauer | 164 | „Schwarz und österreichisch sein ist kein Widerspruch – es ist die Gleichzeitigkeit, die es ausmacht“ |
| Veronika Springmann | 177 | Was hat ein Bügeleisen mit einer Geschichte des Sports zu tun? Intersektionale Geschichte(n) des Sports im Museum |

Open Space

- | | | |
|------------|-----|---|
| Imke Misch | 187 | Auf Spurensuche in Paris: Yvette Grimaud, „Uraufführerin der 2. Boulez-Sonate“. Künstlerische Identität, Selbstkonzept und Netzwerk |
|------------|-----|---|

Herausgeber*innen

Stefan Benedik, Wien
Laurence Cole, Salzburg
Peter Eigner, Wien
Ellinor Forster, Innsbruck
Johanna Gehmacher, Wien
Elizabeth Harvey, Nottingham
Gabriella Hauch, Wien
Valeska Huber, Wien
Dietlind Hüchtker, Wien
Kerstin S. Jobst, Wien
Claudia Kraft, Wien
Oliver Kühschelm, Wien/St. Pölten
Erich Landsteiner, Wien
Ernst Langthaler, Linz
Maria Mesner, Wien
Ursula Mindler-Steiner, Graz/Budapest
Tim Neu, Wien
Annemarie Steidl, Wien
Regina Thumser-Wöhls, Linz

Herausgeberinnen dieses Bandes

Heike Krösche, Innsbruck
Levke Harders, Innsbruck

Redakteurin dieses Bandes

Elisa Heinrich

Wissenschaftlicher Beirat

Gerhard Baumgartner, Wien
Christiane Berth, Graz
Hubertus Büschel, Kassel
Franz X. Eder, Wien
Jane Freeland, London
Dagmar Freist, Oldenburg
Maria Fritsche, Trondheim
Marcus Gräser, Linz
Hanna Hacker, Wien
Christian Heuer, Graz
Pieter Judson, Florenz
Robert Jütte, Stuttgart
Klemens Kaps, Linz
Éva Kovács, Wien/Budapest
Pavel Kolář, Konstanz
Reinhild Kreis, Siegen
Christoph Kühberger, Salzburg
Patrick Kury, Basel/Luzern
Birgit Lang, Melbourne
Sandra Maß, Bochum
Georg Marschnig, Wien
Wolfgang Meixner, Innsbruck
Peter Melichar, Bregenz
Jasmin Mersmann, Linz/Berlin
Maren Möhring, Leipzig
William O'Reilly, Cambridge
Sylvia Paletschek, Freiburg im Breisgau
Kiran Klaus Patel, München
Peter Pirker, Innsbruck/Klagenfurt
Miloš Řezník, Warschau
Georg Schmid, Les Bussières de Saint-Oradoux
Inken Schmidt-Voges, Marburg
Sabine Schmolinsky, Erfurt
Ute Schneider, Duisburg/Essen
Peter Schöttler, Berlin
Reinhard Sieder, Wien
Lisa Silverman, Milwaukee
Anton Staudinger, Wien
Brigitte Studer, Bern
Karl Vocelka, Wien
Bernhard Weidinger, Wien
Anna Veronika Wendland, Marburg

Unerhörte Bildungsbiografien 1812–1869

Warum es eine teilpartizipative Methode und Erfahrungswissen in der intersektionalen *Dis/ability History* braucht

Abstract: Unheard-of Educational Biographies 1812–1869: Why a Semi-Participatory Method and Experiential Knowledge are Needed in Intersectional Dis/ability History. This paper calls for new historical methods to study disability from an intersectional historical perspective. The Linz “Institute for the Deaf and Dumb” serves as a case study with two nineteenth-century micro-biographies and a new semi-participative method involving the deaf community. The article aims to show to what extent the experiential knowledge of those affected can add value to the interpretation of disability history. The experiential knowledge is collected through a semi-participatory process. The procedure and the theoretical background are described and applied in the article.

Keywords: partial participation, disability, intersectionality

1. Einleitung

„Nothing about us, without us.”¹ Diese Forderung wendet sich nicht nur an Regierungen, damit Teilhabe umgesetzt wird, sondern auch an die Wissenschaft. Menschen mit Behinderungen² verbinden mit Forschung häufig eine Ohnmachtserfah-

DOI: <https://doi.org/10.25365/oezg-2024-35-3-7>



Accepted for publication after external peer review (double blind)

Lisa Maria Hofer, Lern- und Gedenkort Schloss Hartheim, Schlossstraße 1, 4072 Alkoven, Österreich; lisamaria.hofer@schloss-hartheim.at

- 1 Zitiert nach: <https://www.ndi.org/our-stories/nothing-about-us-without-us-nothing-without-us> (6.6.2023).
- 2 Dieser Beitrag befasst sich mit Menschen, bei denen eine Gehörschädigung diagnostiziert wurde. Ich nutze dazu die so genannte *person first*-Sprache und schreibe daher von Menschen mit einer Behinderung (statt von behinderten Menschen in der *identity first*-Sprache). Ich selbst bin hörend und beschreibe die Gruppe damit von außen.

rung, in der ihre Lebenswelten erhoben und bewertet werden, ihrem Erfahrungswissen³ aber kein gleichberechtigter Raum neben anderen Wissensformen gegeben wird. Häufig ist ein weiterer Kritikpunkt von Aktivist*innen, dass verschiedene intersektionale Merkmale neben dem Phänomen *dis/ability* nicht ausreichend mitgedacht würden und es daher zu einer verzerrten Darstellung komme. *Dis/ability* könne nicht verstanden werden, wenn man nicht auch *gender* oder *class* miteinbeziehe.

Den Begriff Intersektionalität hat die Juristin Kimberlé Crenshaw⁴ 1989 geprägt. Später wurde der Terminus in der Sozialforschung übernommen und ein Analysemodell erarbeitet, das verschiedene Kategorien der sozialen Ungleichheit umfasst, die zu einer strukturellen Benachteiligung durch Machtstrukturen führen können. Crenshaw hatte sich das Ziel gesetzt, auf diese Weise eine Vielzahl von Erfahrungswelten verschränkt zu berücksichtigen. Mithilfe von Intersektionalität können ungleichheitsstiftende Wirkungszusammenhänge herausgearbeitet werden. So ist eine klassische Trias *gender*, *class* und *race*, die in der Geschichtswissenschaft schon im Rahmen einiger Arbeiten fruchtbar gemacht werden konnte, allerdings auch Zweifel an der Umsetzbarkeit auslöste.⁵ Man tat und tut sich in der (deutschsprachigen) Geschichtswissenschaft schwer, soziale Ungleichheiten in ihren Überkreuzungen für historische Quellen nutzbar zu machen. Das gilt auch für die Kategorie *dis/ability*, die in ihren Verschränkungen in der Geschichtswissenschaft im deutschsprachigen Raum etwa durch Sebastian Schlund⁶ untersucht wurde.⁷

3 Vgl. Fritz Böhle u.a., Der gesellschaftliche Umgang mit Erfahrungswissen – Von der Ausgrenzung zu neuen Grenzziehungen, in: Ulrich Beck/Christoph Lau (Hg.), *Entgrenzung und Entscheidung – Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung?* Frankfurt am Main 2004, 95–122.

4 Vgl. dazu Kimberlé Crenshaw u.a. (Hg.), *Critical Race Theory. The Key Writings that formed the Movement*, New York 1995.

5 Vgl. Katharina Walgenbach, *Intersektionalität – eine Einführung*, www.intersektionalität.de (26.1.2023); Matthias Bähr/Florian Kühnel, Plädoyer für eine Historische Intersektionsanalyse, in: Dies. (Hg.), *Verschränkte Ungleichheit. Praktiken der Intersektionalität in der Frühen Neuzeit*, Berlin 2018, 9–38; Andrea Griesebner/Susanne Hehenberger, *Intersektionalität. Ein brauchbares Konzept für die Geschichtswissenschaften?*, in: Vera Kallenberg/Jennifer Meyer/Johanna Müller (Hg.), *Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen*, Wiesbaden 2013, 105–124; Patricia Hill Collins/Valerie Chepp, *Intersectionality*, in: Georgina Waylen u.a. (Hg.), *The Oxford Handbook of Gender and Politics*, Oxford 2013, 58–87; Patricia Hill Collins/Sirma Bilge (Hg.), *Intersectionality (Key Concepts)*, New York 2016; Donald F. Moors, *The History and Communication Issues in Deaf Education*, in: Marc Marschark/Patricia Elizabeth Spencer (Hg.), *The Oxford Handbook of Deaf Studies, Language and Education*, Oxford 2010, 17–31, 17–20; Simon Jarrett, *Those They Called Idiots: The Idea of the Disabled Mind from 1750 to the Present Day*, London 2020.

6 Vgl. Sebastian Schlund, *Intersektionale Disability History. Genese und Methoden zwischen normativer Kritik und innovativem Potential*, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe, 19/2 (2022), URL: <https://zeithistorische-forschungen.de/2-2022/6051> (23.8.2023).

7 Vgl. Birgit Behrisch, *Partizipatorische und emanzipatorische Forschung in den Disability Studies*, in: Anne Waldschmidt (Hg.), *Handbuch Disability Studies*, Wiesbaden 2022, 109–124, 110. Es sei darauf verwiesen, dass es bereits Forschungsarbeiten gibt, die die Verschränkung aus *gender*, *race*, *age* und *class* thematisieren. Zu nennen sind beispielsweise Anne Borsay und einige ihrer Werke: Anne Borsay

Vor dem Hintergrund dieser Forschungsdebatten stelle ich in diesem Beitrag folgende Frage: Mit welchen Methoden lässt sich in der historischen *dis/ability*-Forschung intersektional arbeiten und Erfahrungswissen von Betroffenen berücksichtigen? Dem soll an einem spezifischen Beispiel aus dem Kontext des Elementarschulwesens der Habsburgermonarchie (1812–1869) nachgegangen werden: Am Quellenbestand der zeitgenössisch so genannten „Taubstummenanstalt“ Linz wird eine intersektionale Analyse in Verbindung mit einer für das Forschungsvorhaben entwickelten teilpartizipativen Methode erprobt, um Erfahrungswissen der Gehörlosencommunity gleichberechtigt in die Interpretation einzubeziehen. Als Quellenmaterial für den Beitrag nutze ich das historische Archiv der „Taubstummenanstalt“ Linz, das im Diözesanarchiv Linz etwa 30 Kartons und mehrere gebundene Bände umfasst. Untersucht werden konkret der Zöglingsskatalog⁸ und die Schüler*innenakten des 19. Jahrhunderts⁹. Zur Analyse dieser historischen Quellen wähle ich einen qualitativen Zugang. Mithilfe von Mikrobiografien erkläre ich das teilpartizipative Verfahren, das Erfahrungswissen einbezieht, in theoretischer und praktischer Hinsicht.¹⁰

Zunächst führe ich in die Geschichte und die Quellenbestände der Institution in Linz zwischen 1812 und 1869 ein, wodurch eine räumliche und zeitliche Verortung der Mikrobiografien ermöglicht werden soll, um anschließend mögliche Verbindungen zwischen *Dis/ability History* und Intersektionalität theoretisch zu erläutern. Die daraus abgeleitete teilpartizipative Methode wird im vierten Abschnitt beschrieben. Der letzte Schritt beinhaltet die Erprobung der Methode anhand der Biografien von Karolina Beisl und Mathias Fraungruber.¹¹

2. Der Forschungsgegenstand: Die „Taubstummenanstalt“ Linz 1812–1869

Um sich dem Fallbeispiel zu nähern und die Quellenbearbeitung im Anschluss besser einordnen zu können, sollen hier Eckpfeiler der Schulgründung nachgezeichnet werden. Die „Taubstummenanstalt“ Linz wurde 1812 von Michael Reitter (1781–1830),

say, *Disabled People in the Community. A Study of Housing, Health and Welfare Services*, London 1989; dies., *Disability and Social Policy in Britain since 1750. A History of Exclusion*, Basingstoke 2005.

8 Diözesanarchiv Linz, Catalog der Zöglinge der Taubstummenanstalt Linz, 1812–1900.

9 Diözesanarchiv Linz, Schülerakten, 1812–1872.

10 Vorbildlich dazu das Projekt „Bildnis eines behinderten Mannes“, in dem ein interdisziplinäres Team eine gemeinsame Analyse des historischen Kunstwerks vorgenommen hat. Vgl. Petra Flieger/Volker Schönwiese (Hg.), *Das Bildnis eines behinderten Mannes. Bildkultur der Behinderung vom 16. bis ins 21. Jahrhundert*, Innsbruck 2007.

11 Der Beitrag entstand im Rahmen eines Dissertationsprojekts an der JKU Linz, in dem ich die Geschichte der so genannten Taubstummenanstalt Linz zwischen 1812 und 1869 erforsche.

einem katholischen Priester, im Rahmen seines Firmunterrichts gegründet.¹² Der Begriff „taubstumm“ ist heute aus verschiedenen Gründen problematisch: „Stumm“ impliziert die Unfähigkeit zu Sprache und erzeugt eine phonologische Nähe zum Wort „dumm“. Diese Terminologie wird im Rahmen dieses Artikels als Quellenbegriff genutzt, um historische Verhältnisse zu benennen. Ich grenze mich von pejorativen Zuschreibungen ab und setze den Begriff daher bewusst in Anführungszeichen.¹³

Die pädagogische Zielvorstellung der Schulgründung formulierte Michael Reitter in seinem Methodenbuch, das 1828 publiziert wurde:

„Die Taubstummen haben demnach nur auf gemeine Kenntnisse Anspruch, durch welche sie aus dem für sie und Andere unglücklichen Zustande herausgehoben, zur eigenen Erwerbung ihres Brotes tüchtig gemacht und in Stand gesetzt werden, ihre Triebe und Neigungen zu beherrschen, religiöse, sittliche, bürgerlich-brauchbare, frohe und nützliche Menschen zu werden, ohne den Aeltern, den Gemeinden oder dem Staate zur Last zu fallen.“¹⁴

Mit seinem Methodenbuch steckte Michael Reitter den Rahmen der Schule über das 19. Jahrhundert hinweg klar ab. Alle Direktoren der Schule, die ihm nachfolgten, bezogen sich auf diese Grundlegung. Zusammengefasst geht es darum, eine körperliche/sensorische Erscheinung zu regulieren, der Reitter bestimmte gesellschaftspolitische Auswirkungen zuschrieb. Gleichzeitig wurden durch das System Schule und seine Akteur*innen eine Hierarchie konstruiert, die einen Blick von oben auf Menschen implizierte, die infolge ihrer Behinderung als hilfsbedürftig galten. Bereits das Zitat zeigt, wer sich als aktive Akteure¹⁵ des Schulwesens stilisierte: die Pädagogen¹⁶ und der Schulleiter¹⁷. Den Schüler*innen wurde keine Möglichkeit zugesprochen, zu handeln, sie wurden im Sinne des Leidenstopos beurteilt und letztlich stigmatisiert. Der Pädagoge steckte in vermeintlicher Deutungshoheit die Bildungsfähigkeit seiner Schüler*innen ab und bestimmte sogar den Bildungsgrad, der diesen

12 Vgl. Angela Wegscheider, Differenzierte Hilfe für Menschen mit Behinderungen in Oberösterreich (2016), <http://bidok.uibk.ac.at/library/wegscheider-hilfe.html> (25.2.2024).

13 Vgl. Erklärung der Gehörlosengemeinschaft: Das Wort „taubstumm“, <https://lebendige-gebaerden.de/taubstumm/> (6.2.2024).

14 Michael Reitter, Methoden-Buch zum Unterricht für Taubstumme, Wien 1828. Online verfügbar unter: <http://data.onb.ac.at/ABO/%2BZ167471103> (24.2.2024).

15 Auf der Seite der Pädagogen waren lediglich Männer tätig.

16 Zur Beschreibung der pädagogischen Profession in Österreich am Beginn des 19. Jahrhunderts: Frauen waren im Schulwesen als Handarbeitslehrkräfte tätig. Diese Arbeit wurde als praktischer Unterricht klassifiziert und nicht als pädagogisches Wirken wahrgenommen. Pädagogische Arbeit bezog sich im Kontext Schule auf die Vermittlung von Kulturtechniken und wurde bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts von Männern ausgeführt. Vgl. Ludwig Boyer, Elementarschulen und Elementarunterricht in Österreich. Illustrierte Chronik der Schul- und Methodengeschichte von den ältesten Quellen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, Graz 2012, 150–170.

17 Gleiches wie für Pädagogen gilt auch für die Schulleiter.

zukommen sollte. Folgt man hier Urs Haerberlin, hat die Zuschreibung der „gemeinen Kenntnisse“¹⁸ eine sozioökonomische und auch eine ableistische Komponente.¹⁹ Zum einen wurde den Schüler*innen aufgrund ihrer körperlichen Verfasstheit nicht mehr zugetraut als ein Minimum an Wissen und Fertigkeiten, zum anderen war man um eine Reproduktion der sozialen Verhältnisse ohne große soziale Mobilität bemüht. Die im Quellensample erwähnten Schüler*innen stammten aus niedrigen sozialen Schichten, was Haerberlin als doppelte Wirklichkeit des niederen Schulwesens benennt, da es sich nicht nur um Elementarbildung handle, sondern auch die Klasse einen entscheidenden Einfluss auf die (zugeschriebene) Bildungsfähigkeit habe.²⁰ Bürger*innen mit höherem finanziellem Kapital waren beispielsweise in der Position, sich Privatunterricht zu finanzieren, was auf einfache Handwerker*innen nicht zutraf.²¹

Dies zeigt sich auch im Quellenbestand zur „Taubstummenanstalt“ im Diözesanarchiv Linz, der als umfangreich einzustufen ist: Für die Untersuchung von intersektionalen Kategorien eignet sich besonders der sogenannte Zöglingkatalog.²² Hier sind alle Schüler*innen ab 1811 in Zeilen, alphabetisch geordnet, verzeichnet. Besonders erhellend sind die erfassten Daten: Nicht nur der Name, der Geburtsort, sondern auch die soziale Herkunft (Daten der Eltern), die Ursache der Behinderung, der Leistungsstand, die Dauer der Beschulung und in einigen Fällen die von den Pädagogen prognostizierte Zukunftsperspektive wurden erfasst. Der Katalog wurde von Johann Aichinger (1805–1864), dem dritten Schulleiter, in Auftrag gegeben und mit einem Vorwort versehen. Diese Quelle gibt nicht nur Einblick in den Schulalltag, sondern auch in die Lebensrealitäten der Schüler*innen. Besonders bei jenen Schüler*innen, bei denen Berufsaussichten und sogar das Sterbedatum vermerkt sind, lassen sich Mikrobiografien rekonstruieren.²³

Der zweite größere Quellenbestand sind die Schüler*innenakten,²⁴ die sich je nach Fall in ihrem Umfang unterscheiden können. Wollten sich potentielle Schüler*innen um einen Platz bewerben, mussten zahlreiche Unterlagen eingereicht werden, darunter verpflichtend: ein Pockenimpfzeugnis,²⁵ ein Taufschein als Identitäts-

18 Reitter, Methoden-Buch, 1828, V.

19 Vgl. Urs Haerberlin, Schule, Schultheorie, Schulversuche, in: Georg Antor (Hg.), Handlexikon der Behindertenpädagogik. Schlüsselbegriffe aus Theorie und Praxis, 2. überarb. und erw. Aufl., Stuttgart 2006, 276–279, 276.

20 Ebd.

21 Vgl. Ebd.

22 Diözesanarchiv Linz, Catalog der Zöglinge der Taubstummenanstalt Linz, 1812–1900, Matricula Online: <https://data.matricula-online.eu/de/> (29.2.2023).

23 Vgl. zum Taubstummeninstitut allgemein: Wegscheider, Differenzierte Hilfe, (2016).

24 Diözesanarchiv Linz, Schülerakten, 1812–1872.

25 Alle anderen inhaltlichen Bestandteile der Schüler*innenakten sind teilweise nicht überliefert; das Pockenimpfzeugnis ist für alle Schüler*innen vorhanden.

nachweis und ein Bittgesuch. Unterschiede in der Ausfertigung ergeben sich vor allem in den Bittgesuchen, die entweder von den Eltern, fast immer von den Vätern, verfasst wurden, oder aber vom entsprechenden Ortsseelsorger. Jedoch ist dieser Bestand insgesamt als inkongruent zu bezeichnen, denn nicht für alle Schüler*innen ist das gleiche Material mit der gleichen Aussagekraft vorhanden. Finanzielle Unterstützung durch Stiftungen im Falle einer Bewerbung von finanziell schlecht gestellten Familien war für Jungen wie Mädchen möglich.

Außerdem ist zweierlei zu bedenken: Erstens wurden von der „Taubstummenanstalt“ Linz nur die sogenannten „positiven“ Fälle weiterverfolgt, d.h. von 953 Schüler*innen liegen zu 237 keine weiteren Informationen vor, da sie das Beurteilungsetikett „blödsinnig“²⁶ erhielten und daher als nicht lernfähig aus der Schule entlassen wurden. Zweitens ist eine besonders kritische Distanz zu den Quellen notwendig, da die Institution ihre eigene Geschichte vor allem als Erfolgsgeschichte tradierte. Dazu ist festzuhalten, dass 953 verzeichneten Schüler*innen lediglich 120 gegenüberstehen, die überhaupt einen Beruf erlernten. Bei der Darstellung des Erfolges ging es jedoch nicht unbedingt um die Lernerträge der Schüler*innen, sondern darum, das eigene karitative Wirken als sprichwörtliche helfende Hand zu betonen und die Verwahrung der Schüler*innen im Sinne einer Dienstleistung an der Gesellschaft zu gewährleisten.²⁷

Michael Reitters Grundideen überdauerten den gesamten Untersuchungszeitraum. Er prägte von 1812 bis 1818 das Leitbild der Schule, ihm folgte Michael Bihringer (1786–1834) als Schulleiter. Er veränderte wenig in der pädagogischen Ausrichtung, denn er war bereits unter Michael Reitter dort tätig gewesen und übernahm dessen Lehrpläne und Methoden nahezu vollumfänglich. Ab 1831 ergaben sich zahlreiche Neuerungen, die mit der neuen Leitung durch Johann Aichinger zusammenhingen. Er publizierte die Monografie *Intelligenz und Sprache*²⁸ und trug so nicht nur maßgeblich zur Tradierung weiterer behindertenfeindlicher Stereotype bei, sondern reorganisierte auch die Bürokratie in der Linzer „Taubstummenschule“. Ihm folgte Johann Brandstätter (1811–1888), der die gesetzeskonforme Säkularisierung der Schule umsetzte.²⁹

Die Michael-Reitter-Schule ist heute die Nachfolgeinstitution des Linzer „Taubstummeninstituts“ von 1812. Die Umbenennung erfolgte in der Nachkriegszeit. Grundsätzlich gibt es zum Wirken der Schule kaum historische Untersuchungen,

26 Diözesanarchiv Linz, Schülerakten, 1812–1872.

27 Vgl. Diözesanarchiv Linz, Catalog der Zöglinge der Taubstummenanstalt Linz, 1812–1900.

28 Johann Ev. Aichinger, *Organische Entwicklung der Intelligenz und Sprache*, Linz 1849.

29 Vgl. Wegscheider, *Differenzierte Hilfe*, (2016).

lediglich Darstellungen, die direkt in der Schule entstanden, und einen Überblicksartikel.³⁰ Bisher fehlt also eine fundierte Auseinandersetzung mit der Institution.

3. Intersektionale *Dis/ability History*

*Dis/ability*³¹ wird häufig als ein homogenes Phänomen verstanden und ist mit zahlreichen Stereotypen wie einem Leidenstoppel besetzt. Laut UN-Behindertenrechtskonvention wird Behinderung folgendermaßen definiert:

„Menschen, die langfristige körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, welche sie in Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern können.“³²

Dieser Definition folgt der vorliegende Beitrag.

Wie kann man diesem Phänomen nun analytisch begegnen? Behinderung wird in zahlreichen Modellen fassbar gemacht. So ist zunächst das individuelle Modell zu nennen, das die medizinische Diagnose in den Vordergrund stellt und deren Bewältigung der betroffenen Person überlässt. Im sozialen Modell werden die Barrieren betont, die durch die Gesellschaft für Menschen mit Behinderung entstehen. Dagegen thematisiert das kulturelle Modell die historische Verfasstheit des Begriffs und dessen Relationalität. In verschiedenen Gesellschaften und zu verschiedenen Zeiten konnte und kann *dis/ability* etwas anderes bedeuten und mit anderen semantischen Inhalten gefüllt sein, die den Begriff in seiner wissenschaftlichen und alltäglichen Verwendung ausmachen. Geht man nach dem kulturellen Analysemodell vor, das sich besonders für die historische Forschung eignet, so ist auch die Frage nach Ableismus zu stellen. Dieser relativ neue Begriff zielt darauf ab, die strukturelle Benachteiligung von Menschen mit Behinderungen zu zeigen und zu betonen, dass bestimmte körperliche Merkmale als Norm gesehen werden. Die gesellschaftlich konstruierte „Abweichung“ von dieser Norm führt zu einer veränderten sozia-

30 Vgl. Ebd.

31 *Dis/ability* wird im Folgenden als eine historische Untersuchungskategorie verwendet. Die deutschsprachige Forschung schließt sich mit diesem Begriff an die englischsprachige *Dis/ability History* an, die diese Forschungskategorie operationalisiert nutzt. Zudem bezieht sich diese Schreibweise verstärkt auf die Ableismus-Debatte, die auch graphematisch zeigen kann, dass es bei *dis/ability* um die Zuschreibung von Fähigkeiten geht. Rebecca Maskos, Was heißt Ableism? Überlegungen zu Behinderung und bürgerlicher Gesellschaft (2010), <http://bidok.uibk.ac.at/library/maskos-ableism.html> (26.2.2024).

32 Artikel 1, Absatz 2 der UN-Behindertenrechtskonvention, zitiert nach: <https://www.behindertenrechtskonvention.info/definition-von-behinderung-3121/> (23.6.2023).

len Behandlung. Die soziale und/oder körperliche Beurteilung von Menschen, die Ableismus erfahren, ist eine defizitäre. Das kulturelle Modell fragt also stark danach, wie Menschen mit Behinderungen wahrgenommen werden.³³

Der Analysebegriff *dis/ability* hat eine lange Begriffsgeschichte. In Teilbereichen ging der Begriff der Behinderung im 19. Jahrhundert eine Verschmelzung mit *race* ein, da *dis/ability* teilweise biologisiert oder sogar rassifiziert wurde. Das geschah im Terminus des „idiots“³⁴ bzw. des „Blödsinnigen“³⁵ im Deutschen. John Langdon Down beschrieb 1866 den „idiot“ als „mongoliden“³⁶ Typ, der durch soziale und genetische Faktoren intellektuelle Fähigkeiten eingebüßt habe und die prosperierende Entwicklung der Gesellschaft hemme. Johann Aichinger, dritter Schulleiter des „Taubstummeninstituts“ Linz, schrieb sich mit seiner Abhandlung *Intelligenz und Sprache* in diese Diskussion ein. Er definierte die Unterscheidung in lernfähig und „blödsinnig“, was auch mit physiologischen Merkmalen in Verbindung gebracht wurde.³⁷ Später stellten Wissenschaftler im 19. Jahrhundert auch eine diskursive Verbindung zum weiblichen Geschlecht und zu überbordender Sexualität her.³⁸

Die Geschichtswissenschaft stand und steht nicht nur vor definitorischen Herausforderungen hinsichtlich der Kategorie *dis/ability*. Ähnlich verlief die Diskussion auch bei anderen Ungleichheitskategorien. Die feministische Theorie hat seit den 1970er-Jahren *gender* als Analysekategorie etabliert und später mit anderen Begriffen verbunden. Hier ging man lange von einem zweigeschlechtlichen Modell aus, das – angestoßen durch die *Queer Theory* – zunehmend hinterfragt wurde.³⁹ Ebenfalls seit den 1970er-Jahren erarbeiteten der Schwarze Feminismus und die *Critical Race Theory*⁴⁰ die Kategorie *race* als sozial-kulturelles Konstrukt, das in den letz-

33 Vgl. Tobias Buchner/Lisa Pfahl/Boris Traue, Zur Kritik der Fähigkeiten. Ableism als neue Forschungsperspektive der Disability Studies und ihrer Partner_innen, in: Zeitschrift für Inklusion 2 (2015), <http://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/273/256>. (15.1.2023); Anne Waldschmidt, Die Macht der Normalität: Mit Foucault „(Nicht-)Behinderung“ neu denken, in: Roland Ahorn u.a. (Hg.), Foucaults Machtanalyse und Soziale Arbeit, Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme, Wiesbaden 2007, 119–135, 119–124; Anne Waldschmidt/Michael Schillmeier, Theorieansätze in den Disability Studies, in: Anne Waldschmidt (Hg.), Handbuch Disability Studies, Wiesbaden 2022, 73–91, 73–77.

34 Zitiert nach: Patrick McDonagh, Learning Difficulties. The Transformation of “Idiocy” in the 19th Century, in: Joyce L. Huff/Martha Stoddard Holmes (Hg.), A Cultural History of Disability in the long 19th Century, London 2020, 129–149, 142.

35 Aichinger, *Intelligenz und Sprache*, 1849.

36 McDonagh, *Learning Difficulties*, 2020, 142.

37 Aichinger, *Intelligenz und Sprache*, 1849.

38 Vgl. McDonagh, *Learning Difficulties*, 2020, 142.

39 Vgl. Kirsten Heinsohn/Claudia Kemper, Geschlechtergeschichte, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte http://docupedia.de/zg/heinsohn_kemper_geschlechtergeschichte_v1_de_2012 (4.12.2022).

40 Vgl. Kristina Lepold/Marina Martinez Mateo (Hg.), *Critical Philosophy of Race. Ein Reader*, Berlin 2021; Nina Degele, Intersektionalität: Perspektiven der Geschlechterforschung, in: Beate Kortendiek/

ten Jahren besonders durch die postkoloniale Forschung⁴¹ Einzug in Debatten der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft gehalten hat.

Die Frage, nach welchem Modell Quellen am besten untersucht werden können, ist für die Geschichtswissenschaft bedeutsam, denn eine Analysekategorie muss nutzbar gemacht werden können. Keines der Erklärungsmodelle für Behinderung ist passgenau für die historische Forschung konzipiert worden. Beispielsweise ist der multiperspektivische Zugang zum Thema für die Geschichtswissenschaft eine Herausforderung, denn eine zentrale Perspektive kann in den meisten Fällen nicht berücksichtigt werden: jene von Personen mit Behinderungen selbst. Diese Herausforderung hat auch mit Archivpraktiken zu tun, denn häufig wurden Schriftstücke von Menschen mit einer Behinderung nicht als überlieferungswürdig eingestuft und das Gros der Betroffenen war nicht entsprechend ausgebildet, um schriftliche Zeugnisse zu hinterlassen. Wenn zu Menschen mit Behinderung geforscht wird, so geschieht das meist über die Sichtweise anderer auf diese Gruppe, was zwar die Möglichkeit bietet, Stereotype und Zuschreibungen zu untersuchen und sprachlich beschreibbar zu machen, zugleich das Erfahrungswissen von Menschen mit Behinderung aber unberücksichtigt lässt.⁴²

Die Herausforderung, Intersektionalität in der Forschung anzuwenden, liegt häufig darin, verschiedenste Lebenswelten adäquat zu berücksichtigen und gleichzeitig die Überlagerungen der verschiedenen Ungleichheitskategorien zu zeigen. Darum ist es zentral, einen Weg zu finden, der *Dis/ability History* entsprechend erforscht und den oben genannten Zielsetzungen gerecht wird.

4. *Dis/ability History* im 19. Jahrhundert erforschen

Anhand zweier Beispiele aus dem Quellenbestand der „Taubstummenanstalt“ Linz können soziale Ungleichheiten, von denen Schüler*innen im 19. Jahrhundert betroffen waren, analysiert werden. Dabei konzentriere ich mich auf die Zusammenhänge und Wechselwirkungen zwischen *gender*, *class* und *dis/ability*.⁴³

Karolina Beisl wurde 1839 in Linz geboren. Ihre Gehörlosigkeit wurde durch eine Infektionskrankheit verursacht. Ihr wurden mittlere Fähigkeiten im Lernen zugeschrieben und sie erlernte nach dem Schulbesuch, den ihre Eltern finanzierten,

Birgit Riegraf/Katja Sabisch (Hg.), Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung, Wiesbaden 2019, 341–348.

41 Vgl. zum Begriff Bill Ashcroft/Gareth Griffiths/Helen Tiffin, *Post-Colonial Studies. The Key Concepts*, 2. Aufl., London 2007.

42 Ebd.

43 Vgl. Degele, *Intersektionalität*, 2019.

den Beruf der Näherin. Ihr Vater war in der Landesbuchhaltung tätig. In der Eintragung zu ihrem Tod gibt es keine Hinweise auf eine Hörschädigung, sie lebte aber offensichtlich bei einer Verwandten namens Maria Beisl, die als Arbeitslehrerin tätig war. Wie bei vielen anderen (alleinstehenden) Frauen lässt sich Beisls Lebensweg anhand der Quellen schlechter als bei Männern nachvollziehen.⁴⁴

Mathias Fraungruber wurde 1818 in Wendling (im heutigen Bundesland Oberösterreich, 75 km von Linz entfernt) geboren; die Ursache seiner Hörbehinderung konnte von seinen Eltern nicht angegeben werden. Ihm wurden während seiner Schulzeit gute Kenntnisse attestiert und sein Schulbesuch über eine Stiftung finanziert. Seine Eltern wurden als Häusler bezeichnet, d.h. sie betrieben Subsistenzwirtschaft, waren aber keine wohlhabenden Landwirte. Er erlernte nach abgeschlossener Schulbildung in Linz den Beruf des Pfeifenschneiders und Beschlaglers. Er heiratete 1881 Maria Mittermayr und wurde am Ende seines Lebens als „taubstummer Auszügler“⁴⁵ bezeichnet. Diese Bezeichnung lässt darauf schließen, dass er über Eigentum verfügte. Auszügler lebten im Alter am eigenen Hof, aber bewirtschafteten diesen nicht mehr. Mathias Fraungruber verstarb 1902 in Geiersberg, 50 km von seinem Geburtsort entfernt.⁴⁶

Wie können die erwähnten intersektionalen Kategorien nun operationalisiert werden? Als Forscherin ordne ich erstens das Geschlecht der Schüler*innen im binären System über die Vornamen zu. Das 19. Jahrhundert kannte (zumindest im Elementarbildungswesen) nur das zweigeschlechtliche Modell, darum kann aus den Quellen kein anderer Befund abgeleitet werden. Ebenso lassen die vorhandenen Quellen den Rückschluss zu, dass eine heterosexuelle Ehe als gesellschaftliche Norm angestrebt wurde. Zweitens wird die Kategorie der *dis/ability* in der Erhebung dadurch sichtbar, dass die Schüler*innen ja wegen ihrer Gehörlosigkeit diese Schule besuchten (bzw. besuchen mussten). Zusätzlich kann die pädagogische Beurteilung der Schwere der Behinderung durch die Bewertungen der individuellen Lernfähigkeit der Schüler*innen erschlossen werden. Dabei vermischten sich häufig die kognitive und physische Ebene in der Beurteilung, was sogar bis zum Schulausschluss führen und mit einer in der Einleitung erwähnten Biologisierung bzw. Rassifizierung einhergehen konnte.⁴⁷ Drittens wird das Herkunftsmilieu anhand der sozialen und wirtschaftlichen Ausgangsbedingungen der Schüler*innen betrachtet: Konnten die Eltern für die Ausbildung aufkommen oder nicht? Das weist zumindest auf die

44 Vgl. Diözesanarchiv Linz, Catalog der Zöglinge der Taubstummenanstalt Linz, 1812–1900.

45 Matricula Online: <https://data.matricula-online.eu/de/> (29.2.2023). Gemeinden Geiersberg, Wendling und Stadtpfarre Linz.

46 Vgl. Diözesanarchiv Linz, Catalog der Zöglinge der Taubstummenanstalt Linz, 1812–1900.

47 Vgl. Iris Ritzmann, Sorgenkinder, Zürich 2008, 158–159; Diözesanarchiv Linz, Catalog der Zöglinge der Taubstummenanstalt Linz, 1812–1900.

ökonomischen Möglichkeiten hin. Die soziale Herkunft kann über die Berufsbezeichnungen des Vaters oder den Ehestatus der Eltern aus den Matrikeln erschlossen werden. Uneheliche Kinder hatten kaum soziale Netze. Allerdings ermöglichen die Quellen nur einen Blick auf Kinder aus der unteren Mittelschicht und aus besitzlosen Familien, da vermögendere Familien ihre Kinder privat unterrichten ließen.⁴⁸

Hinsichtlich *class* boten sich beiden Schüler*innen unterschiedliche Startbedingungen: Während Mathias Fraungruber aus einer finanziell schwächer gestellten Familie stammte, waren die wirtschaftlichen Voraussetzungen bei Karolina Beisl besser. Hier konnten die Eltern den Schulbesuch bezahlen, auch der berufliche Status des Vaters war etwas höher. Die Unterschiede in den beruflichen Lebensverläufen dürften sich durch eine Überkreuzung von *gender* und *dis/ability* ergeben. Nach der erfolgreichen Absolvierung der Schule war Karolina Beisl in der Berufswahl eingeschränkt, da Mädchen nur Textil- oder Dienstleistungsberufe (z.B. Hausmädchen) erlernen konnten. Diese Qualifizierungswege wurden von der Schule forciert. Anders gelagert war der Fall des Mathias Fraungruber, der zwischen mehreren handwerklichen Lehrberufen wählen konnte. Auffällig ist auch, dass bei ähnlichen Voraussetzungen (Schulabschluss, Berufsausbildung) eine heterosexuelle Ehe eher für Männer möglich war, während *dis/ability* bei Frauen offenbar ein Eehindernis darstellte.⁴⁹ Karolina Beisl ging keine Ehe ein, sondern lebte am Ende ihres Lebens bei der eigenen Familie, vermutlich als Mündel. Die Matrikeln sind in dieser Hinsicht uneindeutig.⁵⁰

Alle drei Kategorien – Klasse, Geschlecht und *dis/ability* – spielten im Lebensverlauf von Mathias Fraungruber und Karolina Beisl eine Rolle, zu unterschiedlichen Zeiten, an unterschiedlichen kritischen Punkten und bei unterschiedlichen Ausgangsvoraussetzungen.⁵¹

Bis zu diesem Punkt wurde klassische geschichtswissenschaftliche Arbeit betrieben: Frage – Recherche – Quellenkritik – Interpretation. Allerdings fehlt das Erfahrungswissen. Ich bin hörend sozialisiert und das hat Einfluss auf meinen Standort und damit auf meine Fragen an die Vergangenheit, meine Quellenauswahl und meine Art, Quellen zu diskutieren und zu interpretieren. Diese Aspekte sind von meiner Sprachverwendung – der Lautsprache bzw. Schriftsprache – beeinflusst, während diese Sprache für Teile der Gehörlosencommunity weitestgehend eine

48 Vgl. Ritzmann, Sorgenkinder, 2008, 158–159; Haerberlin, Schule, 2006, 276.

49 Vgl. Ritzmann, Sorgenkinder, 2008, 158–159; Diözesanarchiv Linz, Catalog der Zöglinge der Taubstummenanstalt Linz, 1812–1900.

50 Vgl. Diözesanarchiv Linz, Catalog der Zöglinge der Taubstummenanstalt Linz, 1812–1900.

51 Zur Mehrdimensionalität intersektionaler Identitäten vgl. Denise Bergold-Caldwell/Christine Löw/Vanessa Eileen Thompson, Schwarze Feminismen – Verflochtene Vermächtnisse, Kritische Gegenwartsanalysen, emanzipatorische Horizonte, in: *Femina Politica* 30/2 (2021), 9–22, 9–20, DOI: <https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v30i2.02>.

Fremdsprache darstellt. Eine Konsequenz dieser Erkenntnis ist für mich daher, Mitforschende – in diesem Fall Menschen mit einer anderen Standortgebundenheit und nicht hörender Sozialisation – und deren Erfahrungswissen in die Quellenkritik, Quellendiskussion und interpretativen Schritte einzubinden. Ich arbeite also mit einer teilpartizipativen Methode, Mitforschende werden demnach nicht in alle Bereiche des Forschungsprozesses eingebunden. Beispielsweise habe ich alleine die Mikrobiografien zu Matthias Fraungruber im Diözesanarchiv und über *Matricula* recherchiert und die Quellen transkribiert. Außerdem schreibe ich den vorliegenden Beitrag eigenständig. Die Partizipation fand zu einem spezifischen Zeitpunkt des Forschungsprozesses statt, nämlich im Zuge der inhaltlichen Quellenkritik, Quellendiskussion und der ersten Phase der Interpretation, wobei ich schon erste Hypothesen gebildet (aber nicht geäußert) hatte. Dieses Vorgehen der teilpartizipativen Methode wird im nächsten Abschnitt theoretisch und praktisch vorgestellt.

5. Gemeinsam mit der *deaf community* eine unerhörte Geschichte schreiben

Die Grundproblematik der *Dis/ability History*⁵² liegt im besonderen Erkenntnisinteresse an der Perspektive bzw. Erfahrungen von Betroffenen, denen daher im Forschungsdesign Raum gegeben werden soll. Ein teilpartizipatives Verfahren fußt auf der Annahme des Sozialkonstruktivismus, die bereits skizziert wurde: Behinderung ist und war sozial konstruiert, es wird also gesellschaftlich definiert, was einen ‚normalen‘ Körper und Geist auszeichnet. Menschen werden unter Betonung dieser Merkmale als defizitär (behindert) markiert. Folglich liegt grundlegend eine soziale Fremdperspektive auf Behinderung vor, wie der Soziologe Erving Goffman dargelegt hat.⁵³

Ich gehe davon aus, dass gerade Betroffene aufgrund ihrer eigenen Standortgebundenheit einen wichtigen Beitrag zur Quellenkritik und Quellendiskussion leisten können. Hier liegt auch der besondere Mehrwert für die Intersektionalitätsforschung. Denn diese Menschen sind nicht nur gehörlos, sie schreiben sich selbst ein Geschlecht zu, sie stammen aus verschiedenen sozialen Milieus und erleben die Welt individuell unterschiedlich. Es macht etwas mit Menschen, nicht an allen gesellschaftlichen Aktivitäten partizipieren zu können, es macht etwas mit ihnen,

52 Vgl. zu Begriff und Zugangsweise Michael A. Rembis/Catherine Kudlick/Kim E. Nielsen (Hg.), *The Oxford Handbook of Disability History*, New York 2018.

53 Ebd.; Erving Goffman, *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, 24. Aufl., Frankfurt am Main 2018, 12–15.

nicht überall und jederzeit kommunizieren zu können und es macht etwas mit Menschen, sich ständig als nicht defizitär beweisen zu müssen.⁵⁴

Petra Flieger definiert in ihrem Artikel zur Partizipation in der kulturwissenschaftlichen Forschung verschiedene Punkte, wie Menschen mit einer Behinderung in sozialwissenschaftliche Forschung eingebunden werden können.⁵⁵ Für die Geschichtswissenschaft ändere ich Fliegers Vorgehen dahingehend ab, dass ich Interpretation im Sinne einer Quellenkritik bzw. Quelldiskussion verstehe, in der Mitforschende kommentieren und analysieren.⁵⁶ Es geht nicht darum, dass die gesamte historische Arbeit gemeinsam mit Mitforschenden erledigt, oder diese gar ausgelagert wird. Sie sollen vor allem im Stadium der Quellenkritik, der Diskussion von Quellen und in der Genese weiterer Interpretationsansätze durch ihre Erfahrungen beteiligt werden.⁵⁷ Damit erhebt die teilpartizipative Methode vorwiegend Systemwissen der Gehörlosengemeinschaft, das durch Schwierigkeiten in der Schriftlichkeit und wegen des veränderten Spracherwerbs der Betroffenen nur selten gedruckt zugänglich ist. Gleichzeitig geht es in der Diskussion um Partizipation letztlich darum, ob die Geschichtswissenschaft bereit ist, sich Erfahrungswissen zunutze zu machen.⁵⁸

In der Geschichtswissenschaft ist eine Einbindung durch Interviews nicht unüblich. Wenn man an die *Oral History*⁵⁹ und zeitgeschichtliche Forschungen denkt, generiert man dabei durch Erfahrungswissen auch Quellen. In der teilpartizipativen Methode soll Erfahrungswissen von Mitforschenden aktiv genutzt und in der Quelldiskussion bzw. Quellenkritik und Interpretation angewendet und nicht wie in der *Oral History* zur weiteren Analyse durch Historiker*innen erhoben werden.

Die praktische Herausforderung der Methode liegt zunächst in der Kontaktaufnahme zu möglichen Mitforschenden, die sich als sehr schwierig herausstellte. In einem Prozess von über einem Jahr konnte ich persönliche Kontakte über die Teilnahme an Kulturveranstaltungen der *deaf community* aufbauen. Insgesamt konnten

54 Vgl. Marc Marschark/Patricia Elizabeth Spencer (Hg.), *The Oxford Handbook of Deaf Studies in Language*, Oxford/New York 2016.

55 Petra Flieger, Partizipative Forschungsmethoden und ihre konkrete Umsetzung, in: Gisela Hermes/Swantje Köbsell (Hg.), *Disability Studies in Deutschland – Behinderung neu denken*. Dokumentation der Sommeruni 2003, Kassel 2003, 200–204, https://archiv-behindertenbewegung.org/media/26_disability-studies-in-deutschland-behinderung-neu-denken-dokumentation-sommeruni-2003.pdf (30.3.2024).

56 Ebd.

57 Vgl. Behrisch, Partizipatorische und emanzipatorische Forschung, 2022, 110–114.

58 Siehe dazu Klaus Bergmann, Multiperspektivität, *Geschichte selber denken*, Schwalbach/Ts. 2000; Rico Defila/Antonietta Di Giulio, Partizipative Wissenserzeugung und Wissenschaftlichkeit – ein methodologischer Beitrag, in: dies. (Hg.), *Transdisziplinär und transformativ forschen. Eine Methodensammlung*, Wiesbaden 2018, 39–69, 55–60; Flieger, Partizipative Forschungsmethoden, 2003.

59 Vgl. Donald A. Ritchie (Hg.), *The Oxford Handbook of Oral History*, Oxford 2012.

so vier Mitforschende gewonnen werden, die entweder selbst historisch oder pädagogisch arbeiten.

Für die weiterführende Analyse der beiden Mikrobiografien wird die Mitforschende Frau W. zitiert, die für diesen Beitrag anonym bleiben möchte. Sie beschreibt sich selbst als weiblich, gehörlos und als Arbeiterkind von gehörlosen Eltern. Sie ist im Bildungswesen tätig und äußert sich teilweise kritisch über vorhandene Missstände und Benachteiligungen, die zu Schwierigkeiten in ihrem beruflichen Umfeld führen könnten.⁶⁰ Frau W. erhielt für ihren Zeitaufwand eine finanzielle Entschädigung aus einer Projektförderung des Landes Oberösterreich. Es ist notwendig, Mitforschung finanziell zu honorieren, da es sich hier um Expert*innenwissen handelt, das in keinem anderen Setting als selbstverständlich und kostenfrei angesehen werden würde.⁶¹

Für die gemeinsame Arbeit habe ich im Vorfeld die Quellen als transkribierte Texte an die Mitforschende gesendet, ergänzt um Leitfragen zum Inhalt der historischen Materialien, zur eigenen Erfahrungswelt und zur eigenen Person. Es folgten zwei Gespräche über Zoom, die jeweils etwa zweieinhalb Stunden dauerten und mit Einverständnis der Interviewpartnerin aufgezeichnet wurden. Das Gespräch erfolgte auf Wunsch der Mitforschenden online, da sie dieses Tool selbst häufig nutzt und es ihr vertraut ist bzw. sie so die Forschungsarbeit leichter in ihren Alltag integrieren konnte.

Zu Beginn unserer Interpretationsgemeinschaft führte ich mit meiner Mitforschenden eine Quellenkritik im Sinne einer klassischen historischen Arbeit durch. Die Mitforschende las die transkribierten Texte und nutzte die vorbereiteten Leitfragen. Im konkreten Fall musste als Voraussetzung für die Partizipation ein Gebärdendolmetsch angeboten werden. Gleichzeitig sollte bei Mitforschenden eine grundsätzliche Bereitschaft vorhanden sein, sich mit historischen Alteritäten auseinanderzusetzen und sich auf historisches Arbeiten einzulassen.⁶² Anschließend kommentierte die Mitforschende mit der Autorin gemeinsam Quellen aus der „Taubstummenanstalt“ Linz, sodass wir an dieser Stelle die Interpretation der Mikrobiografien von Mathias Fraungruber und Karolina Beisl fortführen können. Es ergaben sich anhand der gemeinsamen Quellenarbeit folgende Ergänzungen:⁶³ Das System der Frühförderung und Sprachentwicklung machte und macht einen entschei-

60 Gesprächsnotizen und getroffene Vereinbarung mit Frau W. im März 2023.

61 Danke an das Land Oberösterreich und die Förderung dieses Projekts.

62 Vgl. dazu: Bergmann, Multiperspektivität, 2000; Defila/Di Giulio, Partizipative Wissenserzeugung, 2018, 55–60; Flieger, Partizipative Forschungsmethoden, 2003. Zum Videokonferenztool Zoom: Für die Mitforschenden gibt Zoom die Möglichkeit zu selbstbestimmter Kommunikation und wird daher häufig präferiert. Zoom spielt in der täglichen Lebenswelt der Gehörlosengemeinschaft eine Rolle, da auf diese Weise Telefonate möglich werden.

63 Interpretationsgemeinschaft vom 16.3.2023, Dolmetsch Pascal Gamper.

denden Unterschied für die Lebenschancen der Schüler*innen. Diese Erkenntnis ist entwicklungspsychologisch nicht neu, wirft aber ein neues Licht auf die historischen Daten. Zahlreiche Lernprobleme in der Institution dürften sich dadurch ergeben haben, dass die Schüler*innen relativ spät zum Unterricht angemeldet wurden (oft erst mit 14 oder sogar 18 Jahren). Ferner legen die Bittschriften der Eltern⁶⁴ nahe, dass eine Überforderung in der Erziehung bestand und das eigene Kind letztlich durch die fehlende Kommunikationsmöglichkeit fremd blieb und die hörenden Eltern keinen Zugang zur kommunikativen Frühförderung fanden.

Aus der Arbeit mit Frau W. ergaben sich drei entscheidende Erkenntnisse, die sich aus den Quellen ableiten ließen: Erstens fehlten sowohl das Wissen um den Umgang mit fehlendem Gehör sowie entsprechende Fördermöglichkeiten. Zweitens hatte die Kindheit in der Vergangenheit einen anderen Stellenwert und war mit einer anderen Rollenerwartung verbunden. Drittens dürfte der Ausschluss aus den kommunikativen Vorgängen in der Familie nicht nur in der Persönlichkeitsstruktur der Kinder Veränderungen zur Folge gehabt, sondern auch die Entwicklung der Sprache generell gehemmt haben. Diese drei Aspekte legen auch eine weitere soziale Ungleichheit nahe: *childism*.⁶⁵ Damit ist die strukturelle Benachteiligung von Kindern gemeint. Ihnen wird etwa seltener ein fundiertes Urteil über ihre Umwelt zugetraut. Dies wird durch die Diagnose einer Behinderung verstärkt, denn so bleiben Menschen mit Behinderungen nicht nur rechtlich, sondern auch häufig sozial ein „ewiges Kind“⁶⁶.

Dieser Interpretationsansatz von Frau W. lässt sich mit Schüler*innenakten⁶⁷ belegen. Auch in den beiden vorgestellten Fällen richteten die Eltern teils verzweifelte Gesuche an die Schule, die Kinder aufzunehmen. Karolina Beisl und Mathias Fraungruber konnten die Lernstandards der Schule nach der Aufnahme erfüllen und hatten daher die Möglichkeit, die Schule zu besuchen. Wie problematisch die Bewertung der Lernfähigkeit wurde, zeigt sich mit einem Blick über die beiden Fälle hinaus auf die bereits erwähnten 953 Schüler*innen des Untersuchungszeitraums im Quellensample, von denen 237 als nicht lernfähig und damit ohne Schulabschluss entlassen wurden. Die Ebene der sensorischen Behinderung wurde mit einer kognitiven Einschränkung auch im Begriff „taubstumm“ verbunden, der

64 Diözesanarchiv Linz, Schülerakten zu Katharina Beisl und Mathias Fraungruber, 1812–1872.

65 Vgl. ebd. und Moors, *The History and Communication Issues*, 2010, 17–20; Elisabeth Young-Bruehl, *Childism: Confronting Prejudice Against Children*, New Haven 2012.

66 Katharina Cain, *Das behinderte Kind in der Familie – Die Sicht der Eltern und Geschwister*, <https://bidok.uibk.ac.at/library/cain-familie.html> (6.2.2024).

67 Diözesanarchiv Linz, Schülerakten zu Katharina Beisl und Mathias Fraungruber, 1812–1872.

häufig die Konnotation erweckt, Sprachfähigkeit und damit intellektuelle Fertigkeiten seien nicht vorhanden.⁶⁸

Der von Frau W. benannte Punkt der Zukunftsaussichten soll nochmals gesondert angesprochen werden, denn die Praxis, ausschließlich manuelle, handwerkliche Berufe zu fördern, wurde von der Schule aus einem klaren Kalkül heraus praktiziert: Man sprach den Schüler*innen selbst bei guter Lernfähigkeit die Eignung zu einer höheren und damit auch intellektuellen beruflichen Laufbahn ab, was Positionspapiere etwa von Michael Reitter zeigen.⁶⁹ Hier lässt sich argumentativ an Urs Haeberlins „doppelte Realität des niederen Schulwesens“⁷⁰ und klassistische Aspekte in der Vorgabe von Bildungswegen anschließen. Diese intersektionalen Marker der sozialen Herkunft dürften durch das Phänomen *dis/ability* intensiviert worden sein, da der Zugang zu höherer Bildung praktisch verwehrt blieb. Aus den Daten kann nur in einzelnen Fällen rekonstruiert werden, dass die Kinder in eine weiterführende Lehranstalt übertraten, was zum einen am mangelnden Angebot gelegen haben mag, zum anderen aber auch Bildungsvorstellungen und intersektionale Zuschreibungen – besonders die Verbindung von *class* und *dis/ability* – zeigt.⁷¹

Auch wenn die Schule über das Prinzip der Wohltätigkeit ihr gesellschaftspolitisches Wirken zu rechtfertigen suchte, muss eine kritische Geschichtsforschung dennoch zumindest den Nebeneffekt der zeitgleichen Stigmatisierung, der verschiedene soziale Ungleichheiten in Bezug auf *class*, *gender* und *dis/ability* in unterschiedlichem Ausmaß manifestierte, berücksichtigen. Die Arbeit mit dem Erfahrungswissen der Mitforschenden offenbart eine differenziertere Interpretation, die Multiperspektivität zumindest zum Teil emanzipatorisch umsetzt.⁷²

6. Fazit und Ausblick

Die hier vorgestellte teilpartizipative Methode der Interpretationsgemeinschaft nutzt die Standortgebundenheit und das Erfahrungswissen Mitforschender, um zu zeigen, wie Sozialisationsfaktoren, die vom Merkmal *dis/ability* bestimmt sind, historische

68 Diözesanarchiv Linz, Catalog der Zöglinge der Taubstummenanstalt Linz, 1812–1900. Basis für die Rekonstruktion der Mikrobiografien, ohne Paginierung.

69 Vgl. Reitter, Methoden-Buch, 1828, V.

70 Vgl. Haeberlin, Schule, 2006, 276.

71 Vgl. ebd.; Diözesanarchiv Linz, Catalog der Zöglinge der Taubstummenanstalt Linz, 1812–1900. Zu den verschränkten Identitäten mit *dis/ability*: Anne Waldschmidt, Das Mädchen Ashley oder: Intersektionen von Behinderung, Normalität und Geschlecht, in: Jutta Jacob/Swantje Köbsell/Eske Wollrad (Hg.), Gendering disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht, Bielefeld 2010, 35–60.

72 Vgl. Defila/Di Giulio, Partizipative Wissenserzeugung, 2018, 55–60; Flieger, Partizipative Forschungsmethoden, 2003; Kistenfeger, Historische Erkenntnis, 2011, 41–51.

Interpretationen erweitern können. Diese Multiperspektivität bezieht sich nicht nur auf die Auswahl der Quellen, sondern auch auf ihre Interpretation.⁷³ Die bisherigen Ergebnisse zeigen im kleinen Rahmen, dass die teilpartizipative Methode einen großen Mehrwert für die intersektionale historische Forschung bietet, um Quellenmaterial auch anhand von Erfahrungswissen zu diskutieren und so die Kategorie *dis/ability* zu schärfen. Dabei steht nicht unbedingt die Frage im Vordergrund, ob ich als Historikerin diese Erkenntnisse auch ohne Mitforschung generieren könnte, sondern viel eher, welchen Stellenwert wir welchem Wissen in der akademischen Diskussion zugestehen.⁷⁴

Der Quellenbestand des Linzer „Taubstummeninstituts“ erlaubt die Rekonstruktion von Mikrobiografien, die im historischen Kontext hinsichtlich *class*, *gender* und *dis/ability* interpretiert werden können. Sie stehen als typische Beispiele für zahlreiche vergleichbare Bildungsbiografien gehörloser Menschen im 19. Jahrhundert. Recht schnell lassen sich in den Daten geschlechterungleiche Berufsaussichten feststellen, die durch die sozialen Verhältnisse noch verstärkt wurden. Gleichzeitig liegen die Grenzen der Interpretationsansätze in meiner hörenden Sozialisation, mir fehlen bestimmte Erfahrungen. Der Beitrag diskutiert daher auch, wie sich Standortgebundenheit auf die historische Arbeit von der Fragestellung bis zur Interpretation auswirken kann. Zu diesem Zweck wurden die Mikrobiografien in einer teilpartizipativen Methode gemeinsam mit einer gehörlosen Mitforschenden besprochen und von ihr kommentiert. Diese Methode setzt nicht nur Barrierefreiheit, sondern auch eine präzise Vorbereitung der historischen Arbeit für die Mitforschende und ein definiertes Ziel voraus.⁷⁵ Das teilpartizipative Verfahren basiert in seinen Grundfesten auf einem offenen Dialog mit der *deaf community*, Transparenz und Wertschätzung für die eingebrachte Wissensform. Mit dem teilpartizipativen Verfahren war es möglich, neue Interpretationsansätze zu gewinnen und diese in den vorliegenden Beitrag einzuarbeiten. *Childism*⁷⁶ wurde auf diese Weise deutlicher sichtbar, aber auch die Bedeutung von Frühförderung.⁷⁷ Ein besonderer Wert in der Erkenntnis liegt darin, die Überkreuzung aus sozialer Herkunft und *dis/ability*

73 Siehe auch Flieger/Schönwiese (Hg.), *Bildnis eines behinderten Mannes*, 2007. Siehe dazu auch Defila/Di Giulio, *Partizipative Wissenserzeugung*, 2018, 55–60; Flieger, *Partizipative Forschungsmethoden*, 2003; Kistenfeger, *Historische Erkenntnis*, 2011, 41–51.

74 Vgl. Flieger/Schönwiese (Hg.), *Bildnis eines behinderten Mannes*, 2007. Siehe dazu auch Defila/Di Giulio, *Partizipative Wissenserzeugung*, 2018, 55–60; Flieger, *Partizipative Forschungsmethoden*, 2003; Kistenfeger, *Historische Erkenntnis*, 2011, 41–51.

75 Vgl. Flieger, *Partizipative Forschungsmethoden*, 2003.

76 Vgl. Young-Bruehl, *Childism*, 2012.

77 Vgl. ebd.; im Quellenkorpus: Diözesanarchiv Linz, Schülerakten, 1812–1872.

verstärkt herausarbeiten zu können, was sich im Verweis auf die verschiedenen Herkunftsfamilien zeigt.⁷⁸

Intersektionalität und *Dis/ability History* haben das Potenzial, die Disziplin der Geschichtswissenschaft auf neue Wege zu führen und Menschen und Gruppen historisch zu beschreiben, die bisher (systematisch) überhört wurden. Grundvoraussetzung ist allerdings, andere Wissensformen in die Interpretation einzubeziehen, wie es hier mit einer Interpretationsgemeinschaft vorgeschlagen wurde.

Dank

Ich mag diese im doppelten Wortsinn unerhörte Geschichte verschriftlicht haben, doch im letzten Absatz des Ausblicks soll ein (unwissenschaftliches) Scheinwerferlicht auf meine Mitforschende gerichtet sein. Sie ist es, die durch ihre Quellenlektüre und ihre Kommentare Intersektionalität für die Geschichtswissenschaft auf eine neue Weise sichtbar macht und nichts Geringeres als ihre persönlichsten Erfahrungen einbringt.

⁷⁸ Vgl. ebd.